

## **Ergänzung zu Erika von Hornsteins Bericht über das Stift Heiligengrabe<sup>1</sup>**

Etwa zehn Jahre, nachdem die dreizehnjährige Komtess Hornstein mit ihrer Mutter über die Damentreppe schritt, um der Frau Äbtissin von Saldern vorgestellt zu werden, geriet ich auf dem Weg über dieselbe Treppe in jenen merkwürdigen Bereich, der für mich ein seltsames Relikt aus der Kaiserzeit war, umgeben von einem Hauch Romantik, gemischt mit der kalten Luft einer spartanischen Erziehung und einer rührenden Bemühung um Anpassung an die geforderten nationalsozialistischen Rituale. Wir schrieben das Jahr 1936. Ich war so etwas wie ein politischer Flüchtling, der sich eine Weile verstecken mußte und im Kloster einen Schutz fand.

Die Äbtissin ist aus der Sicht eines Kindes außerordentlich gut getroffen. Aber für die 25jährige Erzieherin auf Zeit, eine der wenigen Bürgerlichen, bleiben noch andere Wesenszüge unvergessen.

Da war die couragierte Frau, die mit großer Selbstverständlichkeit eine politisch Belastete aufnahm. Da war viel Güte und Humor, der ein wenig grimmig war, aber echt. Da war eine echte Frömmigkeit ohne Worte und immer wieder ein persönlicher Mut.

Meine Aufgabe bestand im Schulunterricht und in der Vorbereitung einer kleinen Konfirmandengruppe auf die Konfirmation. Daneben hatte ich Gottesdienste für die Stiftsgemeinde zu halten und als „Schlafsaaledame“ zwei Schlafsäle zu beaufsichtigen. Außerdem erschien häufig die Zofe der Äbtissin an meinem kleinen Apartment: „Gnädiges Fräulein möchten zu Frau Äbtissin kommen“, was jedesmal bedeutete, daß die unermüdlich strickende Äbtissin mich als Gesellschafterin wünschte, wobei es zumeist um kitchenpolitische Fragen ging. So war ich reichlich eingespannt und ausgelastet.

Zu meinen Pflichten gehörte auch, daß ich turnusgemäß mittags die 70 Internatsschülerinnen zu dem ausgedehnten Pflichtspaziergang ausführen mußte. Beim erstenmal war ich reichlich ratlos, als zwei Mädchen auf mich zustürzten mit der Frage: „Dürfen wir mit Ihnen Mann sein?“ „Mann sein“, so lernte ich, bedeutete, neben der „Dame“ hergehen zu dürfen. Alle anderen marschierten zu zweit vor uns her, die Füße mahlten durch den Sand, und man war als Letzter immer in einer Staubwolke.

Mein Schlafzimmer grenzte an einen der Mädchenschlafräume und hatte hinter einer Klappe ein kleines Fensterchen, das so hoch angebracht war, daß ich nur auf dem Bett stehend durch das Fensterchen äugen konnte, wenn nebenan vorm Einschlafen noch allzuviel Radau war. Der Waschraum – ja, der war haargenau so, wie bei E.v.Hornstein beschrieben. Ich mußte kontrollieren, ob die Mädchen sich auch ordentlich und züchtig wuschen. Nur trugen sie zu meiner Zeit nicht mehr Unterröcke umgeknotet, sondern Handtücher. Sie gingen auch für ‚untenherum‘ nicht in die Kabause, sondern setzten ihre Emailschüsseln auf den Boden und ihr züchtig bedecktes Unterteil vorsichtig hinein.

Die geschilderten Kleider waren wohl noch die gleichen wie vor zehn Jahren. Nur hießen die kleingewürfelten Winterkleider bei uns nicht mehr „Wollmätle“, sondern „Blutwurstkleider“, weil sie in der Tat in der Farbe und dem Muster an aufgeschnittene Blutwurst erinnerten. Auch die hellblauen „Kaiserkleider“, die nur zu besonderen Festtagen getragen wurden, habe ich noch kennengelernt und auch die schwarzen Alpakaschürzen. Was im Sommer getragen wurde, habe ich vergessen. Auf jeden Fall war es auch eine Uniform.

---

<sup>1</sup> Dieser Bericht wurde von Prof. Liselotte Corbach als Kommentar zu dem Buch „Erika von Hornstein. Adieu Potsdam. Köln 1986“ verfaßt. Unveröffentlichtes Manuskript, o.O. o.J.

Die älteste Internatsschülerin war damals die Prinzessin Lollo aus einem der mecklenburgischen Fürstenhäuser. Als „Stiftsälteste“ fungierte die etwas jüngere, sehr hübsche Prinzeß Tyra zu Mecklenburg. Sie hatte die besondere Aufgabe, bei der täglichen Knicksparade nach dem gemeinsamen Mittagessen die Zeremonie anzuführen. Sie beherrschte vollendet den Hofknicks, den die Äbtissin aus wenigen Metern Entfernung mit einem hoheitsvollen Neigen des Kopfes begleitete. Eine nach der anderen trat vor, um den Hofknicks zu zelebrieren. Manche der ‚Neuen‘ wackelten dabei bedenklich und mußten wiederholen. Alle ‚Damen‘ waren verpflichtet, der Zeremonie beizuwohnen, und pflegten hinterher der Äbtissin die Hand zu küssen. Außer mir gab es noch eine bürgerliche Erzieherin, eine jüngere Studienrätin. Uns beiden wurde bedeutet, daß wir von Knicks und Handkuß befreit seien. Ich habe aber trotzdem der Äbtissin einmal die Hand geküßt, beim Abschied und aus großer Dankbarkeit und Verehrung. Bei der Knicksparade wurde übrigens auch die tägliche Post ausgehändigt.

Die gemeinsamen Mahlzeiten an langen Tischen unter Vorsitz der Äbtissin und der ‚Damen‘ (damit sind die Lehrerinnen und Erzieherinnen gemeint) waren auch nicht gerade eine Erholung. Es mußten Anstand und Schweigen herrschen. Fiel einem Mädchen mitten im Schweigen eine Gabel aus der Hand oder machte man sonst ein Geräusch, so verkündete die Äbtissin dafür einen ‚Strich‘. Diese Tadelstriche wurden gezählt, und die Anzahl ergab irgendeine Strafe.

Ich hatte trotz der strengen, kargen und spartanischen Erziehung nicht den Eindruck, daß die Mädchen allzusehr darunter litten. Untereinander hatten sie ihren Spaß, und außerdem kam es sehr auf die betreffende ‚Schlafsalsdame‘ an, bei der man mal auspacken konnte. Die Schülerinnen wurden gerecht und streng, aber nicht schlecht behandelt. Hatte man als Lehrerin Pausenaufsicht, so konnte man jedesmal einen lustigen Tauschmarkt erleben. Von einer leicht erhöhten Stelle aus bot eine nach der anderen ein Pausenbrot zum Tausch an. Immer mit denselben Worten: „Wer gibt mir Wurst? Ich gebe ihm Käse. – Wer gibt mir Schmalz? Ich gebe ihm Leberwurst.“ Dieser Markt war eigentlich verboten, aber ich habe ihn immer zugelassen und mich dabei amüsiert.

Überhaupt gab es für die Damen gewisse Möglichkeiten, die Strenge zu mildern und durch die Finger zu sehen. Lolli war die einzige, die ein Einzelzimmer bewohnte. Sie besaß auch ein verbotenes Grammophon mit ein paar zerkratzten Schallplatten. Eines Abends zog sie mich in ihr Zimmerchen, um mir eine Platte vorzuspielen. „Aber Lolli, wenn das jemand hört!“ Das irritierte die Prinzeß nicht. „Ich habe einen Trick.“ Und damit stopfte sie einen alten Pulli in den Trichter. Es klang so, als krächze ein Rabe unter einem Federbett, aber wir beide fanden das Geheimnis aufregend und wunderschön. Niemand hat diese große Sünde entdeckt!

Die Konfirmation war zu Pfingsten. Alle anderen Zöglinge waren nach Hause gefahren bis auf die Konfirmandinnen, deren überaus vornehme und hochadlige Verwandten in großen Scharen erschienen. Die Konfirmation erledigte ein Pfarrer. Aber ich wurde natürlich zu dem großen Galaessen eingeladen. Das war wie im Märchen. Höfischer Prunk wurde entwickelt. Weißbehandschuhte Diener servierten Köstlichkeiten, und hinterher beim Mokka im Park sprachen die hohen und höchsten Herrschaften im Park huldvolle Worte mit der jungen bürgerlichen Konfirmandenlehrerin, die sich aber bald aus dem Staube machte, weil plötzlich alle in lange Festkleider gewandeten Frischkonfirmierten verschwunden waren. Mir schwante allerlei. Mitten im Park war ein großer Teich, aus dem es abends ausdauernd quakte. Er lag schön versteckt hinter Bäumen und Gebüsch. Ich hörte lautes Quieken und dazwischen Entsetzensschreie. Da lagen sie bäuchlings in ihren langen Kleidern am Rande des Teichs, zwischen ihnen die jüngeren Geschwister, die demnächst nachrücken würden, und fischten und schluckten lebendige Kaulquappen herunter. Das war die übliche Mutprobe für die

Neulinge und wurde von den älteren Geschwistern vorgemacht und von den Neulingen vorsorglich trainiert. Und die superfeinen Eltern, mit den hochadligen Tanten und Omas tranken derweilen Mokka und ahnten nichts.

Der Unterricht in dieser kleinen Konfirmandengruppe hat mir immer besondere Freude gemacht. Aus der großen Schar der 13-18jährigen Internatsschülerinnen mögen es wohl zehn gewesen sein, die jeweils auf die Einsegnung vorbereitet wurden. Erinnerung ist mir der intime kleine und feierliche Raum, in dem die Konfirmandenstunden stattfanden. Ich glaube, es handelte sich um den kleinen Kapitelsaal mit einer Gewölbedecke. Die Äbtissin von Saldern legte großen Wert darauf, regelmäßig an diesen Stunden teilzunehmen. Sie saß schweigend, aufmerksam zuhörend und – wie immer – strickend dabei. Es war wohl das große Interesse an religiösen und kirchlichen Fragen, das ich immer wieder bei ihr vorfand. Mir schien, als wollte sie selbst auch weiterlernen.

An der Gestaltung der täglichen kurzen Andachten waren die Mädchen insofern beteiligt, als sie sich die Lieder wünschen konnten. Dabei tauchte wiederholt der Wunsch nach dem Lied auf:

„Wie mit grimm’gem Unverstand Wellen sich bewegen,  
nirgends Rettung, nirgends Land vor des Sturmwind’s Schlägen.  
Einer ist’s, der in der Nacht, einer ist’s, der uns bewacht:  
Christ Kyrie, komm zu uns auf die See.“

Die Äbtissin konnte sich nicht genug darüber wundern, daß die Landratten, die nichts mit der christlichen Seefahrt und nichts mit Stürmen und Todesgefahr zu tun hatten, gerade dieses Lied bevorzugten. „Das einzige, womit sie in diesem Lied zu tun haben, ist der „grimm’ge Unverstand“, sagte die Äbtissin kopfschüttelnd. Das war so eine Probe ihres grimmigen Humors, von dem schon vorher die Rede war.

Stil und Form der christlichen Erziehung fügten sich in die allgemeine preußische Erziehung ein. Ich nehme an, daß sich hier die Tradition aus dem Hohenzollernhaus fortsetzte. Anstand, Moral, Selbstbeherrschung und Gottesfurcht gingen ineinander über – so habe ich es in Erinnerung. Ein bigottes Verhalten ist mir nicht in Erinnerung, schon gar nicht bei der Äbtissin.

Als einen Ausdruck christlichen Verhaltens habe ich auch empfunden, daß alle Zöglinge, einerlei ob aus hohen Fürstenhäusern, aus Grafengeschlechtern oder aus niederem Adel stammend, unterschiedslos behandelt wurden, darunter auch die wenigen Bürgerlichen, die aufgenommen werden mußten, um während des NS-Regimes den Status einer öffentlich anerkannten Privatschule beibehalten zu können. Da alle Mädchen ohne ‚von‘ oder Hoheitstitel angeredet wurden, wußte ich lange nicht, wen ich gerade vor mir hatte. Erst durch eigene Nachforschungen habe ich allmählich herausbekommen, wer nun die Prinzessinnen waren, wer die Komtessen oder Baronessen, wer die Bürgerlichen. Ich empfand es auch als ein Zeichen von Humor und Liberalität, daß die Äbtissin sich gern der Spitz- oder Kosenamen bediente, die junge Mädchen in diesem Alter lieben. Eine meiner Konfirmandinnen war eine bildhübsche, sehr nachdenkliche und interessierte Prinzessin aus dem Haus Stolberg-Wernigerode. Ich kannte sie nur als ‚Purgi‘, ebenso wie ich nie erfuhr, wie denn ‚Lolli‘ in Wirklichkeit hieß.

Diese Gleichbehandlung aller, die in ihren eigenen Gesellschaftskreisen z.T. himmelweit von einander getrennt waren, habe ich sehr zu schätzen gelernt, zumal ich, wenn ich an der Unterhaltung erwachsener adliger Gäste teilnehmen durfte, kaum ein anderes Thema so

intensiv mitbekam wie die Stammbaumgespräche. Dabei kamen bei der älteren Generation Unterschiede im Adel, Bewertungen, Abstammungen usw. ins Gerede. Das noch im Jahr 1936!

Aber unter unseren Zöglingen habe ich von alledem nichts bemerkt. Vom Nationalsozialismus wurde zu meiner Zeit, also 1936, in Heiligengrabe wenig Notiz genommen. Ich erinnere mich eigentlich nur an einige Flaggenappelle, von den dazu Verpflichteten ohne große Begeisterung durchgeführt. Eine Konzession an die nationalsozialistischen Forderungen war auch der Studiendirektor, der der Äbtissin ein steter Dorn im Auge war. Als ich kam, war er gerade bei einem Offizierslehrgang. Er war wohl der einzige richtige Nazi, dem ich – einige Wochen später – im Stift begegnete. Er schäumte vor Wut, als er mich als Lehrkraft in seiner Schule entdeckte und warf mich kurzerhand heraus, weil ich zur kirchlichen Opposition gehörte und nicht wie er zu den ‚Deutschen Christen‘. Die Äbtissin war über diesen Hinauswurf nicht minder wütend. „Über die Internatsschule habe ich keine Macht mehr, aber im Internat hat er nichts zu sagen. Und Sie bleiben!“ So entschied die resolute, herrscherliche Dame. So geschah es denn auch. Ich blieb bis zu den Sommerferien, bis zu dem Augenblick, an dem ich mich zu den letzten Examensvorbereitungen wieder nach Berlin begeben mußte. Als Abschiedsgeschenk erhielt ich von der Äbtissin eine hübsche und teure Ledermappe, eine Schreibmappe, die ich bis heute noch in Ehren halte.

E. von Hornstein schildert sehr lebendig den Klosterhof mit den Reihenhäuschen der alten Konventualinnen. Diese hatten bis auf wenige Ausnahmen nichts mit dem Internat zu tun. Aber ich erlebte sie regelmäßig bei den Gottesdiensten, zu denen unsere 70 Schülerinnen manierlich, in ihre entzückenden blauen Kapuzenmäntelchen gehüllt (innen waren sie rot gefüttert) durch den malerischen Kreuzgang wandelten. Wie früher saßen auch jetzt die Konventualinnen mit ihren weißen Hauben angetan im „Affenkasten“. Leider konnte mir niemand sagen, wo ich eine Agende für die Liturgie finden könnte. So schrieb ich mir die Texte vom Glaubensbekenntnis und vom Vaterunser auf, um nicht stecken zu bleiben. Und da passierte es. Ich hatte beim Aufschreiben den Satz vergessen: „Ich glaube an die Auferstehung des Fleisches.“ So war ich sofort bei dem Bekenntnis „des ewigen Lebens“, unter Auslassung der fleischlichen Auferstehung. Zum Affenkasten schielend, sah ich, wie plötzlich alle zwölf weißen Hauben vor Empörung anfangen hin und her zu wogen. Am nächsten Vormittag in der Schule tolle Begeisterung in meiner 10. Klasse, daß ich diesen Mut aufgebracht hätte, einfach wegzulassen, was ich nicht glaube. Ich war zu ehrlich, um diese Lorbeeren einzuheimsen und bekannte den Grund meiner schrecklichen Häresie. Zuerst allgemeine Enttäuschung, dann aber ein lebhaftes Gespräch zur Sache, das uns allen wohl geholfen hat. Aber das dicke Ende kam nach. Ich mußte nun alle alten Damen besuchen, mit Hut und Handschuhen, und jeder einzelnen beichten, daß ich lediglich beim Aufschreiben einen Satz vergessen hatte. Man verzieh mir, aber es war doch eine schwere Erschütterung für die glaubensstarken hochadligen Damen.

Diese mußten übrigens vor jeden kurzen oder langen Ferien besucht werden, und hinterher wieder, und – es war Frühling und Sommer – für die zwanzig Schritte über den Klosterhof stets mit Hut und Handschuhen. Man saß haargenau zehn Minuten bei jeder auf dem Stühlchen, keine Minute weniger, keine mehr. So streng waren da die Bräuche. Wenn eine von uns Erzieherinnen aber entdeckte, daß eine der Damen zufällig abwesend war, raste alles in Hut und Handschuhen zu der betreffenden Tür und warf die Visitenkarte durch. Wir hatten ein richtiges Spionagesystem erfunden, durch das wir die Anzahl der schrecklichen Pflichtbesuche etwas reduzieren konnten.

Wir haben weniger als zehn Jahre später wieder von unseren ehemaligen Zöglingen gehört. Nun waren es die jungen Gutsfrauen aus dem Osten, die flüchten mußten, alles verloren und

alles entsetzliche Unglück beispielhaft und mit Würde ertrugen. War das vielleicht die Frucht, die Ernte einer so harten preußischen Erziehung?